

**Zeitschrift:** Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde  
**Herausgeber:** F. Pieth  
**Band:** - (1933)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Über Frühmittelalterliches aus Graubünden  
**Autor:** Poeschel, E.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-396718>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Über Frühmittelalterliches aus Graubünden.

Vortrag, gehalten in Roveredo anlässlich der Tagung der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte und der Hist.-Ant. Gesellschaft Graubündens  
24./25. September 1932 von E. Poeschel.

---

Vorbemerkung des Herausgebers. Den Teilnehmern an der Tagung der Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte und der Historisch-Antiquarischen Gesellschaft Graubündens im Misox im September des letzten Jahres ist neben dem vielen Schönen, das sie dort erlebt, auch der ausgezeichnete Vortrag in lebendigster Erinnerung geblieben, den Herr Poeschel, der Bearbeiter unseres Burgenbuches, bei diesem Anlaß in Roveredo gehalten hat. Schon damals wurde von vielen Teilnehmern der dringende Wunsch geäußert, die vortreffliche Arbeit möchte gedruckt werden. Der Herausgeber gehört auch zu ihnen und freut sich noch besonders darüber, daß er durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Poeschel in der Lage ist, sie den Lesern des „Monatsblattes“ in der lebendigen Form, wie sie vorgetragen wurde, darbieten zu können.

Sehr verehrte Damen und Herren!

Daß ich mich hier an diesem Rednerpult vor einem Areopag von gewiegten Kennern der Vorgeschichte besonders behaglich fühlte — das zu behaupten wäre übertrieben. Ich komme mir vielmehr so ähnlich vor wie der kleine Mann in Amerika. Dort wird — so ließ ich mir sagen — jeder zunächst einmal danach beurteilt, wieviel hundert oder tausend Dollars sein Jahreseinkommen beträgt, und je nach der Länge der Ziffer ist er ein großer oder ein kleiner Mann. Wenn nun Sie, meine sehr verehrten Herren, gewöhnt sein sollten, die Geistesarbeiter danach einzuteilen, mit wieviel Tausenden von Jahren sie zu operieren haben, so komme ich in eine geistige Einkommensklasse, die hart an die Grenze des Existenzminimums geht. Meine Arbeit pflegt sich mit einem bescheidenen Jahrtausend zu beschäftigen, und wenn es hoch kommt, mit einigen hundert Jahren mehr, und was darüber hinaufsteigt, das verursacht schon ehrfürchtige Schauer. Bei Ihnen aber, so scheint mir, fängt die Gänsehaut erst um die 10 000 herum an.

Das ist nun gar nicht nur so scherzhaft gemeint, wie es klingt. Denn jeder, der sich mit Geschichte beschäftigt, wird mit einem Gefühl der Bewunderung den kühnen Impetus sehen, der heute die prähistorische Wissenschaft befeuert und sie zu der gegenwärtig aktivsten und lebendigsten unter den historischen Diszi-

plinen gemacht hat. Wenn man jetzt schon von der Kultur des Affenmenschen bestimmte Aussagen machen oder Reproduktionen von Handzeichnungen, die etwa 10 000 Jahre alt sein mögen, bei der Lampe am Schreibtisch betrachten kann, wie man sich bisher etwa in jene Holbeins vertiefte, so ist dies nur eine Andeutung davon, wie sich hier fast Tag um Tag neue Erkenntnisse erschließen und ein immer tiefer werdender saugender Raumtrichter sich auftut.

Die Hoffnung nun — oder sagen wir es besser — die Aussicht, die sich dem Historiker dabei am Horizont abzeichnet, ist, daß bei der Intensität, mit der in der urgeschichtlichen Wissenschaft heute gearbeitet wird, allmählich, ja vielleicht schon sehr bald, es eine Trennungslinie zwischen Geschichte und Urgeschichte überhaupt nicht mehr gibt, daß eine immer weiter gehende Aufhellung der vorgeschichtlichen Epochen die Valeurunterschiede — wenn ich mich so ausdrücken darf — zwischen beiden aufhebt und eine im Strömen nicht mehr gehemmte Kontinuität von der einen zur andern fließt. Der Anteil der Prähistorie wird dabei vor allem auf kulturgeschichtlichem Gebiet liegen und hier wird ihre Aufgabe an den Grenzen der sogenannten geschichtlichen Zeit nicht zu Ende sein. Ich will dies vom Standpunkt der Bündner Geschichtsforschung aus nur mit ein paar Worten erklären:

Für die Zeit vom Jahre 15 n. Chr. — da Rätien durch die Kaisersöhne Tiberius und Drusus erobert wurde — bis ins 5. Jahrhundert behelfen wir uns mit der Bezeichnung als „römische Epoche“. Das trifft das Wesentliche bezüglich der politischen Geschichte, aber kaum hinsichtlich der kulturellen Dinge. Es scheint doch vielen Forschern als wahrscheinlich, daß die eigentliche Romanisierung in der Hauptsache erst am Ende dieser Epoche einsetzte, als die nördlichen Schutzmauern des Imperiums zusammenkrachten und römische und romanisierte Bewohner des Tieflandes in die rätischen Berge hasteten. Wie aber lebte das Volk bis dahin, wie sahen die Häuser aus, die Gebrauchsgegenstände, wie weit war man in der Befriedigung eines bescheidenen Luxus- und Schmuckbedürfnisses gediehen?

Die gleiche Frage wird sich auch für die Folgezeit noch stellen, denn die römische Penetration kann nur allmählich vorgedrungen sein, und in den Tälern abseits der Straßen, die — wie mir immer mehr scheint — zum Teil ganz feste, sehr widerstands-

fähige eigene Verbände gebildet haben, wird sich primitives archaisches Leben noch lange erhalten haben. Während uns beinahe nicht verborgen geblieben ist, was der Pfahlbauer zum „Z'nüni“ gehabt hat, wissen wir vom Leben der Menschen hier — fast an der Schwelle der Urkundenzeit — beinahe noch nichts. Hier also reichen die urgeschichtlichen Schichten unter die geschichtliche Decke weit hinein.

Alles, was aus diesen bisher noch unerschlossenen „unteren Decken“ gefördert wird, hat auch für die Erkenntnis der späteren Zeit noch Bedeutung. Im Leben eines Volkes ist ja das Vergangene im Zukünftigen immer enthalten und einverleibt, und wenn der für Geschichte interessierte Laie besonders heftigen Anteil zu nehmen pflegt an der Frage der Herkunft seines Volkes, so fühlt er dabei instinktiv eine der Grundfragen der Geschichte überhaupt.

Sie wissen, welche Fußangeln auf den Forscher lauern, wenn er sich in das Gestrüpp der Frage der Blutzusammensetzung der autochthonen rätischen Bevölkerung begibt, und wie jedesmal, wenn man einen Umriß zu erkennen glaubte, er wieder ins Unbekannte und Unbenannte zerfloß. Wie sich das Auge beim Blick auf eine Menschenmenge auf die bekannten Gesichter heftet, so sprang auch hier all das, was von andern schon bekannten Kulturen kam, zuerst heraus und man war geneigt, den Teil für das Ganze zu nehmen. Man braucht sich bloß hier im Tal umzusehen, um gleich zweier Probleme dieser Art gewahr zu werden. Die bei Mesocco gefundenen nordetruskischen Inschriften rühren an die etruskische Frage, es taucht aber auch die keltische Frage auf:

Der Paß, über den ein Teil der Anwesenden zu dieser Tagung gekommen ist, erhielt den Namen S. Bernhardin bekanntlich erst am Ausgang des Mittelalters, als — schon kurz nach dem Tod des hl. Bernhard von Siena — südlich des Passes ein Kirchlein und bald darauf — es war im Jahr 1467 — auch ein Hospiz unter dem Namen des Heiligen gegründet worden war. Früher hieß er „monte ucello“, zu deutsch „Vogelberg“. Wie immer, so fehlte es auch hier nicht an retrospektiv ersonnenen Deutungen. Man sagte, der Berg sei von den Zugvögeln mit Vorliebe als Ruhepunkt verwendet worden, und Ähnliches. Die einleuchtendste Erklärung liegt anderswo und wurde von Professor Hubschmied gefunden. Im Keltischen bedeutet Uxellum „Höhe“, ein Wort, das beispielsweise auch in dem Namen uxellodunum = Höhenburg enthalten

ist. Es wurde später, als die keltische Sprache in diesen Tälern verstummt war, zu einem bloßen Klang, dessen alter Sinn verschwunden war und für den man einen neuen suchte. Der Gleichklang von „ucello“ = Vogel ließ ihn finden, und so wurde aus der Höhe ein Vogel. Keltisch also ist der Name des Passes, wie es nach der Meinung des gleichen Forschers auch jener des Bernina ist. Als unbestreitbar keltisch wurden eine ganze Reihe Bündner Ortsnamen auch von andern Gelehrten bezeichnet, so Brigels, Brail, wahrscheinlich auch Süs — von „segusios“ = stark, was im Hinblick auf die sicher schon in vorgeschichtlicher Zeit stark befestigte Schlüsselstellung von Süs bedeutungsvoll ist —, und nachdem Hubschmied wahrscheinlich gemacht hat, daß die „asca“-Namen nicht ligurisch sein müssen, sondern zum Teil romanisch und im ältern Bestand keltisch sind, beginnt sich diese Reihe noch zu verlängern.

Sie wissen ja, daß die Forschung die Berichte des Livius und Plinius, die Räter seien nichts anderes als versprengte Etrusker, dahin modifizierte, daß es sich nur um eine etruskische Beimischung handeln könne; und was die Kelten anlangt, so ist Robert von Planta geneigt, die Anwesenheit einer dünnen vermögenden Oberschicht anzunehmen. Es handelt sich also immer um fremde Beiträge, die vom autochthonen Volk einverleibt und verarbeitet wurden.

Und nicht viel anders verhält es sich auch mit der Romanisierung. Was endlich — und auf die Dauer — blieb, war ja nicht ein „Römisches“, sondern eben das Rätoromanische, und zwar nicht nur sprachlich, sondern in jeder Äußerung des Volkstums. Auch hier wirkte jene Fähigkeit zur Verarbeitung, die wir geradezu als Leitmotiv der Bündner Kulturgeschichte betrachten können, und die in der wechselnden Zugluft fremder Einströmungen stets die Kraft behielt, das „Bündnerische“ auszuformen.

Daran, daß das eigentlich „Römische“ — um darauf zurückzukommen — in der Polyphonie der Kulturentwicklung hier für eine lange Zeit nur die Oberstimme ist, der Kontrapunkt jedoch das darunter von ferne her breit und dunkel wie ein Strom bei Nacht fließende Leben des eingesessenen Volkes, daran hat auch die Burgenkunde zu denken, wenn sie sich nicht begnügen will, die mittelalterliche Feudalburg als etwas „Daseiendes“ hinzunehmen, sondern als „Gewordenes“ erkennen will. Davon lassen Sie

mich nun noch etwas sagen, weil es sich auch hier darum handelt, in dieses erste Halbjahrtausend unserer Zeitrechnung einzudringen, von dem die Rede war:

Bei der feudalen Burg des hohen Mittelalters befinden wir uns im Bereich jener „Oberstimme“, der antiken Komponente, wenn wir die Burg als Wohnform betrachten. Der gemauerte und umfriedete Herrensitz ist — auf Einzelheiten hier einzugehen, fehlt die Zeit — abzuleiten von der römischen „Villa rustica“, die ihre Nachfahren hat in den Gutshöfen, wie sie uns in einer bündnerischen Urkunde des 8. Jahrhunderts — dem sogenannten Testament des Bischofs Tello — geschildert wird und wie wir sie auch aus dem karolingischen „Brevium exempla“ kennen. Zur römischen Komponente gehört auch ohne Zweifel der Hauptturm, der gerade in seiner streng kubischen rätischen Gestalt als Architekturform seine Herkunft vom römischen Wachturm nirgends verleugnet.

In den Bereich der andern Komponente aber geraten wir, wenn wir an die Situation der Höhenburg denken. Die „Villa rustica“ wie die „Sala muricia“ des Bischofs Tello waren zwar auch schon umfriedet und bisweilen richtig bewehrt, aber sie blieben noch im Zentrum des Wirtschaftsbetriebes und in nachbarlicher Nähe des Dorfes. Als — etwa am Beginn des zweiten Jahrtausends — das Herrenhaus von jenem merkwürdigen Auftrieb erfaßt wurde, der es aus dem Zusammenhang mit dem nährenden Land heraushob und in eine gefährliche Isolierung auf die Höhen der Berge, auf Felsklippen und sogar in Höhlen setzte, da kam die Verschmelzung mit einem andern, einem volkstümlichen Element, zustande. Es ist die reine Wehranlage, die „Burg“ ist und sonst nichts; Schutz für Mensch und Vieh bei feindlichen Einfällen und Kämpfen zwischen Stämmen und Gauen, — Fluchtburg, Refugium, Volksburg oder wie man sie sonst heißen will.

Es ist kein Zweifel, daß viele Feudalherren, als sie ihre Höhenburgen bauten, in Positionen einrückten, die seit unvordenklichen Zeiten, seit Jahrtausenden vielleicht schon, dem Wehrzweck gedient haben und die vom eingesessenen Volk mit der Instinktsicherheit des Wildes dort gefunden worden waren, wo Sicherheit vor elementarer und menschlicher Gewalt am besten garantiert war. Auf Hohenrätien haben bronzzeitliche Funde diese Kontinuität belegt; anderwärts wurde sie durch das Anhaften des Namens „Pet-

nal“ oder „Patnal“, ein alträtisches Wort, das ganz offenbar einen wehrhaft zugerichteten Hügel bezeichnet, dokumentiert, vor allem aber von einer anderen Beobachtung gesichert, auf die nun – unter Außerachtlassung sonstiger Einzelheiten – mit einigen Worten eingegangen sein soll:

Kontinuität wird immer da zu finden sein, wo es sich um menschliche Urgefühle oder Bedürfnisse handelt, die im untersten Grund gleich bleiben und nur Gestalt und Form wechseln. Hängt nun das Wehrwesen mit dem Kainserbe der nur im Tode endenden menschlichen Zwietracht, des Kampfes von Mensch gegen Mensch, Volk gegen Volk zusammen, der nur die Methoden und die Zwecke ändert, — sei es nun, daß sich die Germanen im feuchten Schatten ihrer Wälder um die Salzquellen schlugen oder daß — wie heute — im Spiel um die Ölquellen Völker aufeinander gehetzt werden, — so verknüpft sich diese Kontinuität sehr irdischer Zwecke nun (betrachten wir die Entstehung der Burgen dieses Landes) mit einer andern, transzendental gerichteten, die auch Sorge, ja zu einem Teil auch Furcht ist, und die wir — christlich gesprochen — das Bangen um das Heil der Seele und — in archaisch heidnischer Anschauung — als Urange vor den im wehenden Wind, im fließenden Wasser, im flackernden Feuer, im dunklen Busch lauern-den Dämonen bezeichnen können. Kein Denkmal — es sei denn die in ihrer Bedeutung, wie mir scheint, immer noch nicht ganz geklärten Schalen und Opfersteine — spricht uns von der Religion der alten Räter. Aber aus den im Volksglauben fortwuchernden Rudimenten seltsamer Beschwörungen, Besprechungen und dem krausen Gerank alles dessen, was wir als Aberglauben bezeichnen, läßt sich erkennen, daß es eine Naturreligion war, in der die Verehrung des Wassers und des Feuers und damit des großen Feuers des Tages, der Sonne, im Mittelpunkt stand. Daß wir bei vielen christlichen Kultstätten eine unmittelbare Kontinuität mit heidnischen annehmen dürfen, wird man kaum bestreiten. Wir haben dafür auch das unverdächtige Zeugnis des großen Gregor, der in einem Brief mahnte, man solle die Tempel der Heiden nicht zerstören, sondern mit Weihwasser besprengen und in christliche Kirchen verwandeln, damit das Volk an den durch Gewohnheit geweihten Orten sich eher an den Dienst des wahren Gottes gewöhne. Er war von der unbesiegbaren Kraft des Christentums so sehr überzeugt, daß er nicht mehr zu fürchten brauchte, was dem

Begründer des päpstlichen Primates noch 150 Jahre zuvor eine Gefahr geschiessen hatte. Denn dieser — Leo der Große — hatte noch in einer Weihnachtspredigt dagegen zu eifern gehabt, daß sich gewisse Christen beim Gang zur Frühmesse in St. Peter auf dem oberen Vorplatz umkehrten und — St. Peter ist mit dem Chor bekanntlich nach Westen gerichtet — dem aufgehenden Gestirn Adoration gewährten.

Hier sieht man noch unverhüllt heidnisch auftauchen, was später dann vollkommen in den christlichen Kult eingelebt und eingewachsen und durch christliche Symbolik umwirkt wurde. Dazu gehört unter vielem andern die Orientierung des Altarraumes und eine noch im 9. Jahrhundert geltende liturgische Vorschrift, daß die Kirche „hoch und frei“ liegen solle, also dem Sonnenaufgang zugewandt sei.

Hoch und frei. Auf welche Kirchen träfen diese Epitheta besser zu als auf jene, die, zu den ältesten Graubündens zählend, von Ringmauern bewehrt, abseits der Niederungen auf steilen Höhen oder isolierten Felsklötzen standen! Die meisten von Ihnen werden eine davon — wenigstens aus der Talperspektive — kennen: Hohenrätien am Zugang zur Viamala. Die Kirche ist St. Johann Baptista geweiht, und die Annahme, daß alte Kirchen dieses Patroziniums auf exponierten Orten häufig auf Kultstätten heidnischer Lichtgottheiten aufgesetzt sind, wird uns nicht ungereimt erscheinen, wenn wir an die geheimnisvolle Korrespondenz denken, die der Tag des Täufers — der 24. Juni — nicht nur zum Geburtstag des Herrn, sondern auch zum ewigen Rhythmus des Sonnenjahres hat. Diese Beziehung mußte fast ungerufen auftauchen bei den Worten des Täufers, wie sie das Evangelium seines Namensbruders wiedergibt: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen.“

Und während nun der Geburtstag Christi in die Zeit fällt, da die Sonne sich zu neuem Wachstum rüstet — und dieser Tag wurde auch im römischen Reich als „Natalis solis inveci“, als Geburtstag des unbesiegten Sonnengottes gefeiert —, so wurde der Tag des Täufers in die Zeit gelegt, da sie den Scheitel ihres Weges überschreitet und ihre Kraft beginnt, dahinzuschwinden.

Wird also im Johannes-Patrozinium archaischer Sonnenglaube transparent, so erweist sich St. Georg durch eine andere Symbolik als Bekehrungsheiliger. Sein Name taucht in Graubünden auffallend häufig in alten Burgen auf, so in Jörgenberg, Rätzüns,

Castiel, Kästris, und auch im Engadin hatte er eine durch die Verbindung mit einer Baumprozession als offenbar sehr alt ausgewiesene Kapelle in der Nähe einer Landwehr. St. Georg ist in Graubünden nicht erst als Standespatron der Ritter hochgekommen, seine Kirchen weisen hier in eine viel frühere Zeit, und was er ursprünglich bedeutet, das sagt sein Attribut. Er ist — wie St. Michael — ein Drachentöter, der Drache aber ist die Verkörperung des Heidentums und der unerlösten, durch das Christentum verscheuchten dämonischen Mächte.

Aber säumen wir nicht zu lange bei diesen Fragen, erinnern wir nur im Vorübergehen noch daran, daß auch die andern auf solchen Kirchen ruhenden Titel, wie Laurentius in Oberkastels oder S. Pankratius bei Trins, zum ältesten und ehrwürdigsten Bestand des Kirchennamensgutes gehört. Urkundenstellen mit frühesten Nennungen dieser Kirchen hier auszulegen muß ich mir versagen — es ist an anderer Stelle von mir auch schon getan worden —, aber an die bedeutende Rangstellung der Kirche auf Hohenrätien soll doch noch hingewiesen werden, da sie beinahe allein schon genügen würde, ihre Entstehung in der ersten Bekehrungszeit zu sichern:

Sie war die Pfarrkirche eines weiträumigen Gebietes, des ganzen linken Ufers des Hinterrheins von der Viamala bis zum Rätzünser Stein. Die mit der Geschichte Graubündens Vertrauten mögen mir die Wiederholung dieser vielerwähnten Tatsache verzeihen, aber gerade ihnen möchte ich doch noch hinzufügen, daß ich nicht daran zu glauben vermag, daß sie auch die Mutterkirche des rechtsrheinischen Tales war. Der bischöfliche Einkünfterodel von 1290 zählt genau auf, was damals zur Pfarrei Hohenrätien gehörte, und hier sind alle Gemeinden des linken Ufers noch geschlossen vertreten, — während von keiner Handbreit Bodens des rechten Ufers die Rede ist.

In die Ehrenstelle der Mutterkirche dieses Teiles wird man vielmehr S. Laurentius bei Paspels einsetzen müssen. Dieses kleine Gotteshaus war die Pfarrkirche von Tomils; sie liegt auf jenem auffallenden „tumbiculus“, von dem ohne Zweifel die Gemeinde den Namen hat. Da aber auch „Domleschg“ nichts anderes heißt als „Tomilser Tal“, so liegt es eigentlich klar am Tage, daß die jetzige Gemeinde Tomils nichts anderes ist als ein nach der Verselbständigung später hochgekommener Gemeinden übrig geblie-

bener Rest des alten „Pleif“, d. i. der Kirchengemeinde Tomils. Durch systematische Grabungen ist der Laurentiushügel noch nie untersucht worden. Es würde mich aber nicht überraschen, wenn Prähistoriker hier einmal Entdeckungen machen würden.

Die Entstehung dieser Gotteshäuser geht also offenbar in eine Zeit zurück, da es private Höhenburgen noch nicht gab. Daß später sich bei diesen Kirchen Feudalburgen erhoben, war schon eine weitere Etappe; aber nicht der Burgherr hatte sich eine Kapelle erbaut, sondern die Kirche hatte den Herrn in ihren Ringmauern aufgenommen.

Die Kirche als Zentrum einer Festung — wie wir richtiger sagen, um den Gegensatz zu der ständig von einem Feudalherrn oder einem Ministerialen allein bewohnten Burg klarzustellen — ist als Typus ja etwas Uralt und uns sogar durch einen Schriftsteller der römischen Kaiserzeit literarisch bezeugt: Dionysius von Halikarnas sagt — darauf hat Schuchardt in seinem seither erschienenen Werk hingewiesen —, daß der römische König Servius Tullius (um 550 v. Chr.) zum Schutze der Landleute auf den Höhen Zufluchtsorte eingerichtet und in ihnen Altäre aufgestellt habe, damit die Götter ihre Augen wachsam und schützend über der Burg hielten. Alljährlich kamen dort die Umwohner zusammen und feierten ein Fest, das die „Paganalien“ genannt wurde.

Ist es nun — dies nur in Parenthese — nicht merkwürdig, wenn wir von einem anderthalb Jahrtausend später — um 1570 — schreibenden Autor, unserm Ulrich Campell, etwas ganz Ähnliches mit beinahe den gleichen Worten von der Kirche bei der Burg Fragstein, die dem hl. Aprus geweiht war, berichten hören? Er sagt, daß hier bei der Kirche alle Jahre an den Calenden des Mai Paganalien gefeiert würden („quotannis paganalia celebrantur“), zu denen eine nicht geringe Menge der Umwohner zusammenkäme. Paganalien anfangs Mai bei einer Kirche und einer Höhle, in einer vom Brausen des Flusses erfüllten Schlucht: dieser Volksbrauch trägt die Herkunft vom heidnischen Wasserkult beinahe unverhüllt zur Schau.

Wie es nun zwischen einer Fluchtburg des Servius Tullius und der Akropolis von Athen, die auch nichts anderes als eine Tempelburg ist, viele Formen gibt, so gab es auf der primitiveren Stufe, mit der wir es hier zu tun haben, verschiedene Entwicklungsstadien. Nur die bedeutendsten und für die Befriedung der Täler und die

Sicherung der Verbindungslinien wichtigsten werden unter der fränkischen Herrschaft sorgfältiger ausgebaut und mit Gebäuden zur Unterbringung einer Besatzung versehen worden sein. Dazu gehörten vor allem die eigentlichen Schlüsselburgen wie Hohenrätien, Rätzüns — aber nicht die spätere Feudalburg, sondern das Kastell, in dem die Kirche stand —, Pankrätiusstein bei Trins, Jörgenberg und sicher auch Misox. Wenn ich aber hier von Ausbau rede, so darf man dabei nicht an die heute noch sichtbaren Anlagen denken, die im wesentlichen der feudalen Zeit angehören, sondern muß ältere — überdeckte — Schichten annehmen.

Dieser Typus der rätischen Kirchenburg konnte zunächst nur durch Rückschlüsse in der oben angedeuteten Art erfaßt werden; nachträglich aber ergaben Grabungen auf der Jörgenberg und dem Pankrätiusstein wichtige Bestätigungen: so wurde auf ersterer eine Ringmauer abgedeckt, die — trocken gefügt — unter die älteste Bewehrung der Feudalburg hineinging. Diese Mauer, bei der sich Gräber fanden, deren Kopfenden zum Teil in sie eingetieft waren, stand in keinem architektonischen Zusammenhang zu der hochmittelalterlichen Burganlage; sie zeichnete sich deutlich als eigene, ältere Bewehrung der Kirche ab, deren Apsis den karolingischen Hufeisengrundriß und deren Alter die frühmittelalterliche, fast würfelförmige Blockform zeigte. Deutlich löste sich die Kirche mit ihrer Umfriedung als der älteste Bestandteil der Burg heraus, die „Ecclesia S. Georgii in castello“, wie sie eine karolingische Urkunde nennt: nicht Sitz eines einzelnen, sondern Festung; Fort, nicht Wohnform.

Man konnte das Wachsen der Burg vor sich sehen: wie zuerst die Kirche stand, ein kleines Gotteshaus ohne einen Campanile, nur mit einem bescheidenen Glockenjoch auf dem Giebel, — wie später dann, als Herr Waltram einzog, die höhere Ringmauer mit Wehrgang aufwuchs, die Unterkunftsgebäude sich mehrten, der Glockenturm errichtet und vor allem der mächtige Berchfrit an die Ecke gestellt wurde, ein herkulischer Bau, meisterlich gefügt, mit messerscharfer Kante von oben bis unten.

Vielleicht noch exemplarischer aber deckten die Grabungen auf Crap Soign Parcazi bei Trins den Typ der frühmittelalterlichen Kirchenburg auf. „Pankrätiusstein“, — so heißt der wie von der Laune eines vergnügten Zyklopen heruntergeschleuderte und in die Erde gerammte Klotz, der westlich des Dorfes Trins an dem Eng-

paß Porclas bei Digg steht. Er war vor den Grabungen ein Schuttfeld, das nur schwach die Linie einiger Bauwerke erkennen ließ, und die Kunde davon, daß eine Kirche vorhanden gewesen, hatte allein der Name „Crap Soign Parcazi = Stein des hl. Pankrätius“ festgehalten. Die Grabungen nun brachten zutage, daß sich dieses Gotteshaus im Zentrum der Burg, auf der höchsten Stelle des Plateaus, als ihr wirklicher und ursprünglicher Mittelpunkt erhob. Die Umfassungswände des Baues, die auf einer auffallend starken Fundamentbank ruhten, zeigten ein lagerhaftes, sorgfältig geschichtetes Mauerwerk aus beidseits mit glatten „Häuptern“ versehenen Steinen, das römischer Konstruktion sehr ähnlich sah. Von gleicher Arbeit waren auch die wesentlichen Teile der Umfassungsmauer und besonders ein rechteckiger Bau in der Nähe der Kirche, während sich ein langgestrecktes — wie sich durch Ofenkachelnreste auswies — in gotischer Zeit bewohntes Gebäude, ein Palas, wenn man will, durch minderwertiges, von Splittern „ausgezwicktes“ Gefüge deutlich davon unterschied.

Von einer weiteren Schilderung baulicher Einzelheiten muß ich absehen, um noch kurz von einem merkwürdigen Annex reden zu können, das der Kirche an der Nordseite angefügt war. Es war beinahe so lang wie das Schiff, etwa zwei Meter breit, das Bodenniveau einen halben Meter tiefer als jenes der Kirche. Eine Kommunikation mit ihr bestand nicht, der Zugang ist vielmehr an der Westseite anzunehmen. Doch waren die Mauern in Verband. In diesem Raum nun fand sich ein dicker Ziegelmehlverputz, der ganz dem antiken Wassermörtel gleicht; und dieser Belag bedeckte nicht nur den Boden, sondern ging fugenlos — in einer Kehle hinaufgestrichen — an den Umfassungswänden empor. An eine Zisterne wird man nicht denken dürfen, — eine solche befand sich in Form eines zylindrischen Sodbrunnens wenige Meter davon im Hof. Der geringen Tiefe und der großen Verdunstungsfläche wegen wäre die Anlage dazu auch recht ungeeignet gewesen. Die innige Verbindung mit der Kirche legt eine sakrale Bestimmung nahe, und so wird man an ein Baptisterium denken müssen, sei es, daß der Annex selbst als Bassin diente oder ein Immersionsbecken aufwies, das später entfernt wurde. Im illyrischen Küstenland wurde vor mehreren Jahren ein langrechteckiger Nebenraum eines Kultsaales aus dem 4. Jahrhundert als Baptisterium schlüssig nachgewiesen. Es scheint sich hier auf Crap Soign Parcazi um das Gleiche in primitiverer Form zu handeln.

Und weil einige von Ihnen die Absicht haben, noch zur Burg von Mesocco hinaufzusteigen, so darf ich mir vielleicht noch einen Hinweis gestatten. Falls Sie inmitten dieser wahrhaft heroischen Landschaft für Menschenwerk noch ein Auge haben sollten, so möchte ich Sie auf die dortige Kirchenruine aufmerksam machen. Sie werden ein längliches Schiff finden, an das sich eine flach hintermauerte halbrunde Apsis anschließt. Sie zeigt einen hufeisenförmigen Einzug, der indes nur auf der linken Seite ausgesprochen ist, und das hat seinen Grund darin, daß die rechte Seite noch auf den Fundamenten einer früheren, wesentlich engeren und nicht eingezogenen Apsis steht, deren freigelegte Grundmauern Sie sehen können. Wenn wir nun bedenken, daß die Hufeisenform jene spätere größere Apsis schon in die karolingische Epoche verweist, so rückt die darunter liegende kleinere Apsis in eine sehr frühe Zeit. Wir geraten also auch hier in Jahrhunderte hinauf, die weit hinter der Entstehungszeit der feudalen Burgen liegen, und es scheint mir nicht ungereimt, anzunehmen, daß die Gründung von „Santa Maria del Castello“ am Fuße des Burghügels gerade darin ihren Anlaß hatte, daß die ursprüngliche alleinige Kirche auf der Burg durch den Einzug der Feudalherren zu einer privaten Burgkapelle degradiert wurde.

Daß es neben den bedeutenderen Kirchenburgen Graubündens, deren Namen von mir genannt wurden, auch noch mehrere kleinere gab, dafür hat Ihnen ja gestern abend das interessante Referat des Herrn Kreisförster Burkart einen Beweis gegeben, und wie auch die einfachen und ganz primitiven Refugien auf eine Ahnenreihe zurücksehen dürfen, belegen — wie Sie gleichfalls gestern gehört haben — die verdienstvollen und wichtigen Nachforschungen Herrn Conrads im Unterengadin.

Nun aber mahnt die Mittagstunde zu eiligem Schluß. Sollte ich mehr Fragen in Ihnen aufgerührt als Antworten gegeben haben, so würde dies zu der geschichtlichen Atmosphäre passen, in der wir hier stehen. Denn die Faszination, die Graubünden ausübt auf jeden, der hier arbeitet, liegt nicht zum geringsten darin, daß es überall Fragen stellt, daß man nirgends auf den Grund kommt und hinter jeder Antwort ein tiefer dunkler Raum von Geheimnissen steht.

---